

# I r i s.

Zeitschrift für Wissen, Kunst und Leben.

Vierter Jahrgang.



Dienstag

(1828. N<sup>o</sup> 69.)

10. Juni.

## Türkisches Lied.

Horch, wie zu der stillen Stunde  
Ruft der Muezzin zum Gebet,  
Leis' verhallend in die Runde  
Schallt's vom hohen Minarett:  
„Allah ist groß!“  
Und wie sanft die Töne schwellen,  
Stirbt das Taglicht auf den Wellen:  
„Allah ist groß!“

Und wie rings zur Ruh' sie wiegen,  
Ach, von was ihr Ruf nicht halt!  
Freunde, die im Grabe liegen,  
Freuden, die mit ihnen falt.  
„Allah ist groß!“  
Lichte Augen, blüh'nde Wangen,  
Alle sind hin und vergangen, —  
„Allah ist groß!“

Hör' ich so den Muezzin singen,  
Ist es mir als hört' ich dann  
Eine Stimm' um mich erklingen,  
Die ich nicht mehr hören kann.  
„Allah ist groß!“  
Wer hieß dieses Herz wohl brechen,  
Und den Todten zu mir sprechen? —  
„Allah ist groß!“

J. A. Köllner-Weidenau.

## Der Josephitag.

(Eine Erzählung.)

(Fortsetzung von No. 68.)

„Wo beginne ich, wie fange ich an, theure Emilie, um die Größe meines Elends und meiner Leiden dir zu schildern? — Ach, wie so tief, wie schrecklich tief bin ich herabgestürzt von der Sonnenhöhe meines Glücks! Ich war zu glücklich. Sterbliche dürfen mit Engeln nicht gleiches Schicksal theilen. Der

Wurm darf wohl im Staube sich winden, aber nicht sich anmaßen, im stolzen Adlerfluge den Himmelsbäther zu durchkreuzen und erhaben zu seyn über Erde und Erdenglück. Unglückseliges Verhängniß — Leiden ohne Ende! — Wodurch habe ich den Zorn des Schicksals auf mich geladen? —“

„Wollmar verließ seine Heloise und ein Grab unter fremden Himmel umarmte ihn. Lange kämpfte ich um das Glück, dem Frühverkürzten folgen zu dürfen — der Todesengel ging unerbittlich an mir vorüber. Ganz dem Andenken meines Wollmars — meinem Moritz nun zu leben; jeden Pulsschlag meines Lebens ihm zu weihen und ihn aufzuerziehen nach des Vollendeten herrlichem Vorbild — dieß war bisher mein entzückendster Gedanke. Der Feind schmolte dazu.“

„Ob die Rechte eines Erzeugers auch Willen und Neigung bestimmen dürfen? Ob sie auch dann noch Gültigkeit und Kraft haben, wenn neue heilige Verpflichtungen dieselben aufheben? — Wie immer! Der Mensch vermag Großes, wenn er will. — Nein! Der Fluch meines Vaters soll mich nicht treffen! Ich will seinem Willen mich opfern. Heloise hat gelernt, das Schrecklichste zu ertragen. — Gianelli mag siegen — ein trauriger Sieg! Nie wird das Herz für ihn schlagen, in welchem Wollmar herrscht und ewig herrschen wird.“

„Hingeschiedener Geist meines Gatten! D verzeihe dem schwachen Weibe die Untreue gegen dich — umschwebe mich, ein stärkender Genius, in der fürchterlichen Stunde, die meiner wartet! Und du, edle Freundin, verlaß sie nicht die von Allen Verlassene, erkoren den Kelch der Leiden zu leeren bis auf den letzten Tropfen. Stehe mir zur Seite, wenn der Muth mir gebricht, die Kraft mir schwindet,

und weine eine gefühlvolle Thräne meinem unglückseligen Verhängniß. Lebe wohl! Ewig  
deine Heloise."

Es fängt an zu tagen. Dichter Nebel deckt die Gesilde. Ein ungewöhnliches Wogen und Treiben von Vielen begrüßt den neuen Morgen. Die Stunde rückt heran, welche Heloisen mit Gianelli verbinden soll. Welche Erinnerungen mußten sich zusammensträngen, um ihren Jammer zu vollenden! Heute vor drei Jahren verließ Wollmar sein glückliches Thal und seine Heloise, um sich den Kämpfern für Recht und Freiheit anzuschließen; heute vor zwei Jahren feierten die Bundesheere die Einnahme von Frankreich's Hauptstadt, in deren Nähe Wollmar seinen Tod fand; und heute — nein, sie kann keinen Gedanken finden für das, was ihr heute bevorsteht.

Von einer zahlreichen Menge von Menschen begleitet, fährt das Brautpaar in die Kirche. Die schwarzen Flocke, welche um diese Zeit der Trauer das stille Heiligthum der Religion schmücken — die dumpfen feierlichen Molltöne der Orgel — die gerührte Theilnahme, welche sich im Gesichte aller Anwesenden so deutlich aussprach — allenthalben Gegenstände der Uebereinstimmung, mit Heloisen's Gemüthszustand. — Gestützt auf ihre Freundin Emilie und Wollmar's Mutter, wankt sie zum Altare. Der Priester erscheint. Mit wehmüthiger Stimme beginnt er seine Funktion. Der hochwichtige Augenblick ist da, welcher Heloisen's Schicksal entscheiden soll. Grabesstille herrscht in der Versammlung. Schon hat Gianelli sein bindendes Ja ausgesprochen; schon ist des göttlichen Wortes Diener beschäftigt, auch Heloisen den Trauungsseid abzufordern. Da erhebt sich störende Unruhe in der Versammlung. „Halt ein, Heloise! deine Rettung'sstunde hat geschlagen“ — donnert eine tiefe Bassstimme gegen den Altar. In diesem Augenblick drängen sich zwei Fremdlinge in Officiers - Uniform durch die staunende Menge. Der Priester verstummt — Alles ist in der gespanntesten Erwartung.

„Großer Gott! Der Geist Wollmar's, und Sonnenfels!“ schreiet zitternd die bestürzte Mutter.

Heloise wendet sich um, breitet ihre Hände aus, sinkt aber kraftlos zusammen.

„Ermanne dich glückliches Weib, frohlocke glückliche Mutter! — Cuern Wollmar und Sonnen-

fels habt ihr wieder. Nicht unsern Geist allein, auch unsern Körper brachten wir mit aus dem Kampfe des Todes —“ ruft hochentzückt Sonnenfels, der bisher todtgeglaubte, nun aber lebend wieder erschienene greise Vaterlandsheld.

Wollmar's heiße, sprachlose Umarmungen, das laute Pochen seiner freudeerfüllten Brust, seine glühenden Küsse, sein dankender Blick nach oben — bewiesen ebenfalls, daß er noch der Erde angehört. Im Uebermaße der Wonne hatte er keine Worte für seine Empfindungen.

Jetzt fällt Sonnenfels Blick auf Gianelli, welcher sich fortstehlen will. „Und du Glender, Scheusal der Menschheit“ — donnert er ihm zu — „das Maas deiner Verbrechen ist voll. Dieses Schwert soll — doch nein! es ist zu heilig, um sich mit deinem Blute zu besudeln; diese Stätte, sie ist zu ehrwürdig, um sie durch das Todesröcheln eines solchen Ungeheuers zu entweihen. Geh, Teufel in Menschengestalt, und vergifte nicht durch deine Gegenwart die Wonne dieser Stunde. Fliehe — die strafende Gerechtigkeit wird dich ereilen, wo du auch seyn magst.“ Zähneknirschend schleicht der verunglückte leichenblasse Bräutigam fort.

Emilie hatte sich indessen entfernt gehabt und den kleinen Moritz geholt. Heloise nimmt ihn auf ihre Arme und reicht ihn entzückt dem glücklichen Vater hin, feierlich sprechend: „Auch dieser verdient einen Kuß!“

Wollmar, hingerissen von der Allgewalt nie gefühlter Wonne, umschlingt den theuern Liebling mit Heftigkeit und bleibt lange im Anschauen des lächelnden Engels verloren. Dann legt er seine Rechte auf dessen Haupt, und spricht mit hoher Rührung: „Sei mir gesegnet, Moritz, Unterpfand himmlischer Liebe! Du sahst Mutterthränen fließen ohne Zahl — lerne Elternfreuden empfinden in diesem Augenblick — des Lebens höchste Wollust genießen in dieser Stunde der Weihe! — Dein Leben gleiche der Silberquelle, die heiter und segnend sich hinschlängelt durch blumigte Auen — kein Schrengefang des Lasters bethöre dein Ohr — ein Wesen edlerer Art, wandle ein, Menschenglück fördernd, unter deinen Brüdern und die Engel des Himmels werden sich sonnen in deiner Glorie.“

„Auch meinen Segen, Erbe des alten Sonnenfels!“ — spricht die Hände auf Moritz legend, der edle Greis und Freudenthränen rollen dabei über seine grauen Wimpern. „Heiter, wie der Glanz dieser Morgensterne, welche triumphirend

hervortritt aus ihrer Wolkenhülle, sey deine Jugend; wohlthätig, wie ihre erleuchtenden und erwärmenden Stralen am Mittag — deine männlichen Jahre; und freundlich, wie ihr Abschied dort westwärts in blauer Ferne — also der Abend deines Lebens!“

(Beschluß folgt.)

### W a h r e A n e k d o t e.

In Buda's Umkränzung haufte vor mehreren Jahren ein Weinbauer, der zugleich Wirth war, und der, durch die vortreffliche Bedienung, die er den Gästen angedeihen ließ, seinem Hause bald so großen Zuspruch verschaffte, daß er in kurzer Zeit sich ein bedeutendes Vermögen erwarb und also, wie man denn sagt, ein sehr wohlhabender Mann wurde. Er vergrößerte nun nach und nach sein Geschäft, schaffte sich Pferde und Wagen an, und trieb nebstbei einen kleinen Handel mit Weinen. Hier war er somit auf dem Gipfel seiner sehnlichsten Wünsche angelangt und keiner blieb mehr in seiner Brust zurück, ausgenommen etwa der, daß er denn doch in seinem Leben ein Mal wenigstens die so weltberühmte Kaiserstadt sehen wollte. Früher hatte er nie daran gedacht, solchen Wunsch laut werden zu lassen, allein jetzt, wo ihm die Möglichkeit, eine Reise dahin ins Werk setzen zu können, schon etwas näher lag, äußerte er denselben öfters in Gegenwart seiner Gäste, fügte jedoch jedesmal hinzu: wie ihm seine finanzielle Lage (er besaß nemlich ein wenig übertriebene Sparsamkeit) doch noch immer nicht gestatte sich dieses Vergnügen zu erlauben, ohne mit so einer Reise einen anderen Zweck, als die bloße Befriedigung der Schaulust zu verbinden. — Als er nun eines Abends wie gewöhnlich mit dem größten Enthusiasmus wieder die Sehnsucht aussprach, die er hege, den so berühmten Stephansthurm von Angesicht zu Angesicht zu schauen, rief plötzlich einer der Gäste: „Mein Herr, da will ich Ihnen helfen, Sie sollen Ihrem Verlangen genügen können, ohne daß es Ihnen einen Heller kostet! — Der Wirth machte große Augen. — „Ja ja“ — fuhr der Gast fort, — „das kann leicht geschehen. Ich habe eine Ladung in Fässer gepackte Eier nach Wien zu transportiren; Sie haben Wagen und Pferde; Sie übernehmen diese Fuhre, machen selbst den Kutscher, erhalten den Frachtlohn, den Sie billigerweise fordern mögen, ausgezahlt, und kommen so auf die schönste Art mit mir dahin, wohin Sie sich schon so lange gesehnt haben, und das noch ohne den

mindesten Auslagen.“ — Der überraschte Wirth, der den ihm übrigens ganz Unbekannten für einen Engel des Himmels ansah, der gesendet war ihn nach dem geträumten Paradiese zu führen, nahm, wie leicht zu denken, den Antrag mit tausend Freuden an; der Vertrag wurde sogleich geschlossen, und der drittfolgende Tag auch als der Tag der Abreise bestimmt. — Der Morgen des dritten Tages graute kaum, als der innerlichst vergnügte Gastwirth mit seinen Pferden vor dem ihm bezeichneten Hause des Fremden hielt, selbe an den, Tags zuvor geladenen Wagen mit höchsteigener Hand spannte und alsobald mit seinem Gefährten von dannen fuhr, so, daß die aufgehende Sonne Beide schon auf der offenen Heerstrasse bei dem sogenannten Hirschwirthshause begrüßte. Nach einer eben nicht sehr angenehmen und geschwinden Fahrt von fünf vollen Tagen, erreichten sie endlich das Ziel ihrer Reise, und kehrten in einem Gasthause der, der Linie bei welcher sie hineinkamen zunächst liegenden Vorstadt, ein. Der gute Wirth war außer sich vor Freuden sich nun doch endlich ein Mal in Windobona's Mauern zu wissen, und packte seinen Sonntagstaat und sonstig mitgenommene nöthige Effekten aus, um sich des andern Tages in gehörige Galla versehen und seine Wanderung nach der Stadt antreten zu können, wozu sich ihm sein Gefährte als Cicerone angeboten hatte. Doch wie groß war sein Erstaunen, als des andern Morgens statt des gehofften, ein ganz anderer Cicerone in sein Zimmer trat, und ihm den Befehl der hohen Behörde vorwies, wornach er ihn also gleich in sichern Gewahrsam zu bringen hätte. Vergebens behauptete der ganz verblüffte Gastwirth tausend Mal seine Unschuld und erwies dem Gerichtsdiener klar und deutlich, daß er nach Wien gekommen sey, um etwas zu sehen, nicht aber um sich einsperren zu lassen; vergebens bestürmte er ihn mit Fragen nach der Ursache solcher Behandlung — es half alles nichts, er mußte sich bequemen in den unten bereit stehenden Miethwagen zu steigen und sich geduldig nach dem Gefängnißhause führen zu lassen. Hier brachte er nun fünf der peinlichsten Tage seines Lebens in der größten Angst und Besorgniß, wie die ganze Sache noch enden würde, zu, — als ihm am Morgen des sechsten endlich seine Entlassung aus dem Grunde angekündigt ward: weil sich mittlerweile seine Unschuld vollkommen durch die Auslagen seines Reisegefährten dargethan hätte, und man nun wisse, daß er an der, auf dem Wagen befindlich gewesenen Kontrebande keinen mittelbaren Antheil gehabt habe.

Zugleich ward ihm bedeutet: Er könne nun nach Gefallen gehen wohin es ihm beliebte. Mit einem tiefen Komplimente und Hervorstammung einiger Worte, bedankte sich der Geängstete für die gnädige Erlaubniß; lief als ob ihm das Haus über'm Kopf brennte kreuz und quer durch alle Straßen, — wobei er einige ihm in den Weg Kommende sogar nieder-rannte — nach seiner Wohnung, spannte schnell seine Pferde an und fuhr, ohne sich auch nur umzuse-

hen, zum Thore hinaus. Dießmal traf er schon am Abend des dritten Tages wohlbehalten, mit einem tiefen Seufzer, in seinem Eigenthume bei seiner theuern Ehehälfte ein, und noch lange nachher soll er seinen Gästen öfters schnackischer Weise erzählet haben: Wie er habe nach der Kaiserstadt reisen müssen, um sich dort fünf Tage einsperren zu lassen.

Carl.

## Korrespondenz- und vermischte Nachrichten.

Prag am 25. Mai 1828.

Es ist kaum zu glauben, daß es Menschen gibt, die sich erdreisten, über Sachen mitzureden zu wollen, die ganz außer den Grenzen ihres Wissens liegen; und doch ist diese bemitleidenswerthe Annahme von dem „Referenten über das prager Theater“ Herrn N. W. so weit es möglich war, noch überboten worden. Schon seit geraumer Zeit nimmt derselbe keinen Anstand, über unsere Künstler auf eine höchst indecente Art loszuziehen; ja, er untersteht sich sogar unter der Regide eines Professors der Aesthetik, selbst unsern preiswürdigen Tonseher Treiben in den sogenannten Unterhaltungsblättern zu messen, ungeachtet sein Wissen im Gebiete der Tonkunst kaum einen dunkeln Begriff der A moll Scala verräth.

Auch meine im 40. Blatte dieser geschätzten Zeitschrift mitgetheilte Beurtheilung des zweiten Requiems von seinem Freunde Tomaschek hatte das Glück, diesem „Nichter der Richter“ (wie er sich selbst nennt!) zu mißfallen \*) Se erfreulich ist mir, daß das kunstverständige Publikum und die würdigsten Künstler unserer Hauptstadt meine darin ausgesprochenen Ansichten beifällig anerkennen, um so mehr muß ich bedauern, über die seyn sollende Antikritik dieses Referenten zu Neußerungen genöthigt zu seyn. Ich würde sie aus Erbarmen mit Stillschweigen übergangen haben, weil sie sich derachst selbst ihr Urtheil spricht, daß jeder billige Leser mit ihrem Verfasser Meid haben muß; — allein, mein Schweigen möchte beim Referenten vielleicht den Dünkel des Rechthabens in seinem Treiben noch bekräftigen.

Meine Kritik ist viel zu begründet, um auch nur verständiger Weise und vollends von ihm angegriffen werden zu können, er versucht daher den Leser auf einem anderen Wege zu gewinnen. Im Eingange seiner Gegenschrist hängt er nemlich das Schild des Patriotismus aus, und legt mir die Nichtanerkennung heimlicher Kunstwerke zur Last. Ich bin jedoch weit entfernt das Hochgefühl über großartige Schöpfungen des geliebten Vaterlandes in meiner Brust zu leugnen, und wollte nur das Gemeine nicht in den enggeschlossenen Kreis des Gediegenen aufgenommen wissen; sondern von den Grenzen der geträumten Vollendung entfernt, in seine Sphäre zurückweisen.

\*) Siehe die 36. Nummer der „prager Unterhaltungsblätter“ —

Wie sehr mich übrigens echter Patriotismus besetzt, würde dem Referenten bekannt seyn, wenn er der Sprache seines Vaterlandes kundig wäre, und vor kurzem erst bewies es eine, zum Geburtsfeste unseres theuersten Landesvaters mit der innigsten Liebe von mir zu vier Chören gesetzte, von mehr als 150 Sängern vorgetragene Hymne, eben dieselbe, welche der Referent durch den Plaz, den er seiner nichts sagenden Nachricht über sie in den Unterhaltungsblättern anwies, nur beschimpft hat. Jedoch auch hinter dem Schilde des Patriotismus fühlt der von seinem Gewissen geängstete Referent das Gewicht meiner Gründe; unfähig sie zu widerlegen, bricht er in gemeine Persönlichkeiten aus — ja, er beschuldigt mich den Charakter weiter übrigens von mir geschätzten Männer dadurch angetastet zu haben, daß ich dem Einen wegen seiner allgemein bekannten Unkunde in den Elementarien des Tonjahres die Verfassung der Recension über Tomascheks erstes Requiem abprechen mußte, und denselben daher nicht anders, als ein lobtönendes Organ nennen konnte. Stelle sich doch der Referent um Himmelswillen nicht so, als sey es ihm unbekannt! Oder soll ich mich hier öffentlich auf sein eigenes Zeugniß berufen und ihm nun beweisen, daß der Vorwurf einer schamlosen Lüge unwidererufflich auf ihm allein laste?

Gleich nach dem Erscheinen meiner Kritik habe ich mich dem Herrn Professor schriftlich als deren Verfasser angezeigt; dennoch will er mich in seinem Aufsatze nicht kennen, wohl nur, um seinen (ästhetischen?) Derbheiten gegen mich desto freieren Lauf zu lassen. Als ein Mann von Ehre kann ich mich unmöglich so weit versuchen lassen, ihm auf diese zu antworten.

Wenn mich der Referent um Männer von Verdienst fragt, die T. zu verdrängen sucht, oder deren Werke er herabsetzt, und dabei auf mich deutet; so versichere ich ihn, daß es mein größter Stolz wäre, unter diese Unglückseligen (nach dem sehr wichtigen Ausdrucke) zu gehören. — Wer möchte sich nicht durch den Sadel eines Mannes gehet fühlen, der einen Beethoven, Spohr, Spontini, Weigl, Seyfried u. voll Fehler findet, ja, dem selbst Glück und Mozart nicht heil sind! — Der Referent mußte verassen haben, welche Vorzeichen vor T. an ihm zu bleiben, er mich bliden ließ, als er eine Skizze von unserem rühmlich bekannten Domkapellmeister Witaschek würdigen wollte indem er aus „eigener Erfahrung“ wußte er, würde T. der Niemand über sich dulde, damit beleidigen.“ Schwerlich hätte er sonst mich so fragen können.

(Beschluß folgt.)